Nr. 108. XXXV. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Mittwoch, 28. Februar 190

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Herr v. Puttkamer und sein Regiment in Kamerun.

Von kolonialer Seite wird uns geschrieben:

Herr Jesko v. Puttkamer, der seit einigen Monaten Gegenstand unliebsamer Aufmerksamkeit ist, hat in Kamerun so regiert, daß selbst die Wilden wild darüber wurden. Sie haben sich schriftlich über ihn beschwert und wurden dafür zur Strafe auf lange Jahre ins Gefängnis geworfen. Die Duala-Leute und ihr King Aqua werden offenbar ungünstiger behandelt als King Bell und sein Stamm. In der Beschwerdeschrift an den Reichstag werden einzelne Fälle der ungleichen Behandlung aufgezählt.

Wir legen kein Gewicht auf die in Kamerun umlaufenden Gerüchte, daß Herr v. Puttkamer persönliche Gründe dafür gehabt habe, seinen Intimus King Bell und dessen Stamm besser zu behandeln. Wir möchten vielmehr zu Ehren des Herrn v. Puttkamer annehmen, daß er nach dem Satze „divide et impera" handeln zu sollen geglaubt hat, um die Stellung Deutschlands in Kamerun zu festigen.

Nun ist das divide et impera zwar eine alte und auch vielfach bewährte Regierungsmaxime, aber sie ist nicht immer und überall richtig.

Und jedenfalls hat Herr v. Puttkamer diesen diplomatischen Trick noch falsch angewendet. King Bell ist jünger und mehr von der Kultur beleckt als King Aqua, aber er ist offenbar weniger aufrichtig als dieser, was schon daraus hervorgeht, daß er es war, der 1902 in der Versammlung der Häuptlinge die Entsendung einer Deputation nach Berlin behufs Beschwerdeführung über das System Puttkamer vorgeschlagen hat. Herr v. Puttkamer hat offenbar King Bell für den Mächtigeren gehalten und daher geglaubt, sich auf diesen stützen zu sollen. Aber auch in dieser Beziehung dürfte er sich verrechnet haben. In einem 1890, also schon unter deutscher Herrschaft entbrannten sechsjährigen Kampfe zwischen den beiden Stämmen haben die Dualas so glänzend gesiegt, daß sie als Siegeszeichen eine rote Papageifeder beständig tragen durften, und noch jetzt gilt es als eine Beleidigung, wenn ein Aqua-Mann mit dieser Feder einen Bell-Mann besucht.

Es ist sonach sehr fraglich, ob Herr v. Puttkamer auch nur klug gehandelt hat, in ungerechter Weise den einen Stamm zu bevorzugen und den anderen in unerhörter Weise zu benachteiligen.

Durch sein Verhalten hat Herr v. Puttkamer in geradezu verhängnisvoller Weise das Gerechtigkeitsgefühl der Aqua-Leute im höchsten Maße verletzt. Aus den in der Beschwerdeschrift angeführten Beispielen sei hier nur das eine mitgeteilt:

Der Duala-Händler Priso am Bim geht zu einer Faktorei, um Gummi auf seinen Wert prüfen zu lassen. Es wird ihm gesagt, daß der Gummi 5 Kruß à 12 Mark wert sei, und daß er für diesen Betrag Ware erhalten könne. Als er sich nun die Ware aussuchen wollte, wurde ihm erklärt, daß er zum Aussuchen kein Recht habe. Priso ging hierauf zum Sekretär Hennes, der ihm einen Schein gab, laut welchem er berechtigt sei, sich die Ware auszusuchen. Als er damit in die Faktorei zurückgeht, um sich die Ware auszusuchen, wird er durchgeprügelt und hinausgeworfen. Nachdem er mehrmals durchgeprügelt worden, erlangt er einen amtlichen Stopschein, nach welchem er berechtigt sein soll, sich für den Betrag die ihm gefällige Ware oder den Gummi zu nehmen. Als ihm in der Faktorei dies nicht gestattet wird und Priso mit einigen Helfern sich sein Eigentum holen will, wird ihm das nicht nur verwehrt, sondern er wird auch mit seinen Freunden zu Gefängnisstrafen von einundeinhalb beziehungsweise zwei Jahren verurteilt, weil sie hätten wissen müssen, daß das Recht, in der Faktorei eines Europäers zu pfänden, keinem Schwarzen gestattet sei. Ein Appell King Aquas an den Gouverneur v. Puttkamer wurde von diesem zurückgewiesen mit dem Bemerken, Atwa würde, falls er nochmals sich für die Verurteilten verwenden sollte, selbst mit Gefängnis bestraft werden. Erst ein höherer Militär konnte die Befreiung erwirken.

Ueber diese harte und ungerechte Behandlung war besonders Aqua selbst auf das Aeußerste empört. Er schickte seinen Sohn zum Bischof Viktor, um sich von ihm Rat und Trost zu holen. Der Bischof erwiderte nur, die Politik Puttkamers, die in der Bevorzugung Bells und der Zurücksetzung Aquas bestehe, sei falsch, aber er könne nichts gegen die Regierung tun. Alle Beschwerden bei Herrn v. Puttkamer halfen nichts. Sie wurden ausnahmslos „zu den Akten" gelegt. Wurde eine Beschwerde etwa zum dritten Mal wiederholt, dann schrieb der Gouverneur dazu: „Mich nicht belästigen," und die alsdann dem Beschwerdeführer zugegangene Antwort war so schroff als nur möglich. Die Häuptlinge aber verzeichnen alle ihre Mißerfolge in einem „schwarzen Buch", auch das „Sündenregister" genannt wird, und das alle vom Gouvernement begangenen Ungerechtigkeiten mit den genauen Daten und Beweisen enthält.

Man glaube nicht, daß die Leute da draußen etwa übertriebene Ansprüche stellen oder Querulanten sind. Der Gouverneur v. Soden steht noch in bester Erinnerung bei ihnen. Selbst für Herrn Leist haben sie manches gute Wort.

Ein Hauptfehler, der nicht nur an Ort und Stelle, sondern auch am Zentralsitze begangen wird, ist vielleicht, daß man die Kamerunner in mehr als einer Hinsicht unterschätzt. Sie sind nicht die Wilden, für die man sie hält. Noch vor der deutschen Herrschaft schickte, wer nur irgend konnte, seine Kinder nach Lagos, Acra, Sierra, Leone, Cape Coast Castle, Fernando Po usw., um sie mehr oder weniger ausbilden zu lassen. Sie sind auch sehr begabt. Ein Duala, der in Deutschland das Maurerhandwerk gelernt hat, erbot sich, als der Bauinspektor Dres, der in Duala das Gouvernementsgebäude bauen sollte, krank darnieder lag, den Bau nach den Plänen des Baumeisters auszuführen. Er wurde erst mit Spott zurückgewiesen. Als er aber immer wieder darauf zurückkam, ließ man ihn endlich gewähren, und er brachte den Bau auch wirklich zur Zufriedenheit zustande. Es geht also nicht an, solche Leute einfach als Barbaren, ja wie Bestien zu behandeln, sie niederzuschießen, wenn sie etwas nicht nach Wunsch tun, und den Mörder mit vier Monaten zu bestrafen, ein Fall, der beispielsweise in der Beschwerdeschrift angeführt wird.

„Wir sind", sagte uns ein Eingeborener, der sich mit uns unterhielt, „uns unserer Fähigkeiten bewußt. Darum soll man uns Gelegenheit geben, auf unsere Kosten etwas Tüchtiges zu lernen. Wir wollen ganz besonders auch Gerechtigkeit. Wird uns diese nicht gewährt, dann machen wir es wie die Katzen. Wenn man die Katze schlägt, dann läuft sie davon und wieder davon und nochmals davon; wenn sie aber ganz an die Wand gedrückt wird, macht sie plötzlich kehrt und springt dem Peiniger ins Gesicht. Wir sind Deutsche, wir wollen sehr gern Deutsche bleiben, aber man soll uns auch als Deutsche behandeln. Es wird dies jetzt freilich schwerer sein, als es vor Puttkamer war. Damals liebten wir die Deutschen, aber jetzt haben wir auch die Engländer, und es erbittert uns sehr, wenn sie verächtlich von uns „Deutsche Sklaven" sagen.

Will der Gouverneur für uns ein Gesetz machen, dann berufe er unsere Häuptlinge und lege ihnen das Gesetz zur Einsicht vor. Diese werden es dann unter sich beraten, und wenn es gut ist, ihre Zustimmung dem Gouverneur sagen. Wenn es nicht gut ist, werden sie es auch sagen, und dann kann der Gouverneur sich die Einwände überlegen. Bleibt er bei seiner Ansicht, dann soll das Gesetz zur Begutachtung an das Kolonialamt gehen. So werden wir Gesetze erhalten, die für das Land nützlich sind. Wenn wir so regiert werden, dann werden wir eine gute deutsche Kolonie bleiben."

Da Kamerun niemals ein eigentliches Ansiedelungsgebiet für Deutsche werden wird, da man ohne die Eingeborenen doch nicht fertig werden kann, da ist doch geradezu sinnlos, diese sich zu erbitterten Feinden zum machen. Man bilde sich nur nicht ein, daß man das Land ewig oder auch nur längere Zeit in Unwissenheit darüber wird lassen können, daß sie nur von einer geringen Anzahl Weißer tatsächlich beherrscht werden.

Wenn wir die Puttkamersche Politik fortsetzen, dann müssen wir sehr viel mehr Truppen in Kamerun halten, das heißt uns die Kolonie sehr viel mehr kosten lassen als jetzt, und als sie schließlich — wert ist. Sonst laufen wir Gefahr, daß uns die Katze jedesmal, da sie an die Wand gedrückt wird, ins Gesicht springt und uns zu viel Blut und Gut erfordernden Feldzügen nötigt.

Die Konferenz in Algeciras.

In Paris scheint der Pessimismus bezüglich der Aussichten der **Konferenz in Algeciras** einer zuversichtlicheren Stimmung Platz zu machen. Unser Pariser △-Korrespondent übermittelt uns nachstehendes Privat-Telegramm:

Obwohl man in der Polizeifrage der Lösung erfreulich noch nicht näher gekommen ist, klingen die heutigen Meldungen aus Algeciras etwas optimistischer. Die meisten Korrespondenten erklären, die deutschen Delegierten, die vorgestern lange Depeschen aus Berlin erhalten hätten, seien in der gestrigen nichtoffiziellen Sitzung weniger unnachgiebig gewesen als bisher. Allerdings wurden abermals alle schwierigen Fragen ausgeschieden und vertagt, aber die Hoffnung, daß man sich auch über diese Fragen einigen werde, ist im Steigen. Auf französischer Seite scheint man damit zu rechnen, daß Deutschland die Beaufsichtigung der Bank durch Vertreter des Handels statt durch das diplomatische Korps zugeben und auch in der Frage der Kapitalsbildung den französischen Wünschen ein gutes Stück entgegenkommen werde, und daß zum Sitz der Bank nicht, wie Frankreich respektive Deutschland vorgeschlagen, Paris oder Tanger, sondern Madrid gewählt werden könnte.

Der Korrespondent des „Figaro" behauptet, daß die Marokkaner, die schon in der Bankfrage gewisse selbständige Regungen gezeigt hätten, den Wunsch verspürten, Deutschlands Einfluß nicht übermäßig anwachsen zu lassen. Daher würden sie ganz besonders gegen jeden Vorschlag sein, der darauf hinausginge, die Polizeigewalt ganz oder teilweise der Türkei zu

Die stillen Schwestern.

Von [Nachdruck verboten.]

J. Zangwill.

Berechtigte Uebersetzung von Hanns Heinz Ewers.

Sie hatten sich in ihrer Mädchenzeit gezankt und sich dabei gegenseitig erklärt, nie wieder im Leben zueinander zu sprechen. Zur Bestätigung beleckten sie ihre Zeigefinger und ließen sie im Munde trocknen, eine alte kindliche Beschwörungsformel. Solange sie auf dem elterlichen Gehöft wohnten, hielten sie ihren törichten Schwur mit dem Eigensinn schwerfälliger Bauernkinder, trotz der Bitten und Züchtigungen der Eltern, trotz des täglichen Zusammenseins, im Sommer und Winter, beim Säen und Ernten, bei Frost und Hitze, in Freude und Schmerz.

Tod und Unglück söhnte sie nicht aus, und als ihr Vater starb und das alte Gehöft verkauft ward, reisten sie schweigend in demselben Zuge nach London, um Stellung zu suchen. Ihr Dienst trennte sie für Jahre, obwohl nur ein Steinwurf Entfernung zwischen ihnen lag. Oft starrten sie sich stumm auf der Straße an.

Honor, die ältere, heiratete einen Kunsthandwerker, und zweieinhalbes Jahr später heiratete Mercy, die jüngere, einen Mitarbeiter von Honors Gatten. Die zwei Männer waren Freunde und besuchten sich gegenseitig oft in ihren Wohnungen, welche in derselben schmutzigen Gasse lagen, und die Frauen hießen sie willkommen. Weder Honor noch Mercy duldeten eine Anspielung auf ihr Gelübde, aber es war selbstverständlich, daß das Schweigen der einen wieder mit Schweigen von der anderen beantwortet wurde. Beide hatten bald eine Schar munterer Kinder, welche auf der Straße oder in den Wohnungen zusammen spielten oder — sich zankten; aber keine Schlägerei oder irgendwelche gemeinsamen Bekümmernisse konnten die Mütter zu einem Worte bewegen. Sie standen an ihren Türen in ohnmächtigem Zorn; das Aufwallen von bösen Worten ließ sie barsten in der Qual des Schweigens. Wenn der einen ein Kind durch den Tod entrissen wurde, beobachtete die andere von ihrem Fenster aus das Begräbnis, still wie eine Stumme.

Die Jahre flossen dahin, und noch immer trennte sie dies Meer des Schweigens. Ihr hübsches Aussehen welkte, die Bürden des Lebens, das Kindergebären machten sich geltend. Silberfäden zogen sich durch den braunen Haarschmuck und später braune Fäden durch die grauen Flechten. Die Runzeln des Alters traten an die Stelle der Grübchen der Jugend. Wieder verstrichen Jahre, der Tod räumte in den Familien auf. Honors Mann starb, und Mercy verlor einen Sohn. Die Cholera raffte mehrere der jüngeren Kinder dahin. Aber die Schwestern blieben am Leben, gebeugt und gefurcht, mehr durch Arbeit und Kummer als durch die Flucht der Jahre. Dann, eines Tages ward Mercys schwer krank. Ein innerliches Leiden, zu lange vernachlässigt, sollte sie in einer Woche dahinraffen. Das hatte der Arzt zu Jim, Mercys Gatten, gesagt. Dieser brachte die Nachricht zu Honors ältestem Sohne, welcher noch immer zu Hause wohnte. Abends erfuhr es Honor.

Nachdem ihr Sohn ihr die Mitteilung gemacht, ging sie hastig nach oben und ließ ihn voller Staunen über ihr steinernes Aussehen zurück. Als sie wieder herunterkam, war sie zum Ausgehen angekleidet. Er war freudig überrascht, sie über die Straße trippeln und das erste Mal in ihrem Leben über ihrer Schwester Schwelle treten zu sehen.

Als Honor das Krankenzimmer betrat, mit geschlossenen Lippen, erhellte sich das zerfallene, gefurchte Gesicht der Sterbenden. Sie erhob sich ein wenig aus ihren Kissen, ihre Lippen öffneten sich. Dann schlossen sie sich wieder fest, und ihr Ausdruck verfinsterte sich.

Honor wendete sich erzürnt an Mercys Gatten, der geknickt dastand:

„Warum hast du es so weit kommen lassen mit ihr?" sagte sie.

„Ich wußte ja nichts," stammelte der alte Mann, mehr durch ihre Gegenwart als durch ihre Frage eingeschüchtert. „Sie war stets eine Frau von wenig Worten."

Honor schob ihn ungeduldig beiseite und prüfte die Medizinflaschen auf dem Tisch beim Bett.

„Wäre es jetzt nicht Zeit für ihre Medizin?"

„Ich weiß nicht."

Honor fuhr wütend auf. „Wozu braucht man einen Mann?" fragte sie, indem sie sorgfältig die Flüssigkeit abmaß und an der Schwester Lippen hielt, welche die Medizin einsogen und sich dann wieder fest schlossen.

„Wie fühlt sich deine Frau jetzt?" fragte Honor nach einer Pause.

„Wie geht dir's jetzt, Mercy?" fragte der alte Mann ungeschickt.

Die alte Frau schüttelte den Kopf.

„Mit mir geht's schnell zu Ende, Jim," seufzte sie, und eine Träne des Selbstmitleides rann über ihre pergamentene Wange.

„Was für Unsinn schwätzt sie da," sagte Honor scharf. „Warum steht du da wie eine Holzpuppe und sagst ihr nicht, sie solle Mut fassen?"

„Faß Mut, Mercy," flüsterte der alte Mann heiser.

Doch Mercy höhnte nur und drehte sich mürrisch auf die andere Seite, das Gesicht gegen die Wand.

„Ich bin zu alt, ich bin zu alt," jammerte sie, „mit mir geht's zu Ende."

„Hat man je schon so was gehört!" wandte sich Honor erregt an Jim, indem sie das Kissen der Kranken glättete. „Hier bin ich, ihre ältere Schwester, die ich sie schon in meinen Armen getragen habe, als ich fünf Jahre war und sie erst zwei! Ich bin noch rüstig und kräftig und denke noch nicht ans Grab. Nahezu dreimal so alt wie sie war ich, als sie geboren wurde, und jetzt, denkt nur, hat sie die Frechheit und spricht eher vom Sterben als ich."

Sie legte ihren Hut, ihr Tuch ab.

„Schicke eines der Kinder hinüber, meinem Jungen zu sagen, daß ich hier bleibe," fuhr sie fort, „und dann schicke alle zu Bett, es ist zu viel Lärm hier im Hause."

Die Kinder, die verwaiste Enkelchen der Sterbenden waren, wurden zu Bett geschickt und Jim auch, damit er sich erholen sollte für seine Arbeit am nächsten Tage, denn der arme, alte Mann humpelte noch immer in die Fabrik. Bald breitete sich die Stille des Krankenzimmers über das ganze Haus. Gegen zehn Uhr kam der Arzt und gab Honor Verhaltungsmaßregeln, wie sie der Kranken ihr letztes Stündlein erleichtern solle.

Die ganze lange Nacht saß sie wachend am Bett der sterbenden Schwester, Hand und Auge stets bereit, jeden Wunsch zu erfüllen. Doch kein Laut brach das furchtbare Schweigen. Zeitig am nächsten Morgen langte Mercys verheiratete Tochter an, das einzige ihrer Kinder, das in London wohnte. Sie wollte die Mutter pflegen. Aber Honor weigerte sich aufgebracht und wollte sich nicht vertreiben lassen.

„Eine schöne Tochter bist du mir," sagte sie, „du kannst deine Mutter einen Tag und eine Nacht liegen lassen, ohne daß sie dein häßliches Gesicht zu sehen bekommt."

„Ich habe meinen Mann und meine Kleinen zu versorgen," verteidigte sich die Tochter.

„Und weshalb verläßt du sie jetzt?" erwiderte die alte Frau gereizt. „Erst vernachlässigst du deine Mutter, dann deinen Mann und deine Kinder! Scheere dich sofort nach Hause, da wirst du gebraucht. Ich habe deine Mutter auf meinen Armen getragen, ehe du geboren warst, und wenn sie jetzt eine Hilfeleistung braucht, so soll sie es mir sagen, ich bin ja gern bereit."

Dabei sah sie herausfordernd das gelbe, runzelige Weibchen in dem Bett an. Mercys schmale Lippen zuckten krampfhaft, aber kein Laut kam darüber.

Jim fand es an der Zeit, das Wort zu ergreifen:

„Der Doktor sagt, du kannst hier nichts nützen. Wenn du eine Stunde erübrigen kannst, sieh ein bißchen unten nach den Kindern. Ich muß auf Arbeit gehen. Ich schicke dir ein Telegramm, wenn etwas passieren sollte," flüsterte er der Tochter zu.